



Feierabend



Tropennovelle.

Von Axel Rasmussen.

Der kleine Leutnant Peef erhob sich, schon halb trunken, von seinem Stuhl. Er war erst vor sechs Wochen aus Merry England herübergekommen, junges Gemüse sozusagen, und bemühte sich krampfhaft, sich den Lebensgewohnheiten des Kaiserreiches Indien anzupassen. Man hatte ihm gesagt, man müsse viel trinken hier im Süden, um den Körper widerstandsfähig zu machen, und also trank er. Wenn es nach der Menge des von ihm vertilgten Alkohols ginge, dann mußte er einmal hundert Jahre alt werden, vorläufig sah man freilich noch nichts von der erhofften Widerstandsfähigkeit.

Ein bißchen taumelnd also, die Hände um die Stuhllehne gekrampft, mit rotglühendem, feuchten Gesicht und etwas glasigen Augen stand Peef vor dem Tisch, sah alle herausfordernd an und gröhnte, sein Glas bebend:

„Gentlemen, wir trinken — wir trinken auf das Wohl von Mrs. Thondern — auf das Wohl der feinsten Lady in ganz Indien — derjenigen Frau, die uns rauhen Männern“ — hier brach man ein leises Räuspern des Oberst Steerforth — „uns rauhen Männern wie keine andere gezeigt hat, was das ist: eine Lady!“

Aufatmend hielt er inne — Steerforth fragte bedeutungsvoll: „Was ist eigentlich Ihre Mutter für eine Dame, Leutnant Peef?“ Aber der Junge hörte es nicht, und er befand sich zudem in einem derart vorgeücktem Stadium, daß er den Zusammenhang ohnehin nicht verstanden hätte.

Die anderen Herren hatten den Zwischenruf nicht beachtet. Sie lachten geräuschvoll über den kleinen Neuling, dem Tropen und Liebe den Kopf offenbar verdreht hatten. Aber willig griffen sie nach ihren Gläsern, schließlich war Mrs. Thondern wirklich eine hübsche und vornehme und auch sympathische Frau. Unter dem männlichen Teil der kleinen Europäerkolonie hatte sie jedenfalls keine Feinde.

Peef wollte sich gerade sein Glas neu füllen lassen, als sein Blick auf Barzoom fiel. Der Holländer hatte sein Glas nicht angerührt — plötzlich fiel es dem Leutnant ein. Eine jähe Welle stieg ihm in die Stirn, er beugte sich weit vor und fixierte mit drohenden Blicken den Holländer.

„Se — Sie — Mr. . . . der Teufel hole diese ausländischen Namen, an denen

man sich die Zunge zerbricht. Mr. . . . ach so, Mr. Barzoom also, Sie haben ja nicht getrunken, vorhin,“ schrie er mit drohender Stimme.

Barzoom betrachtete den Aufgeregten überaus ruhig, mit einer an Nichtachtung grenzenden Gleichgültigkeit, und lächelte liebenswürdig. „Nun . . . und?“ fragte er. „Ja, warum haben Sie nicht getrunken?“

„Ich möchte nicht,“ entgegnete Barzoom und nahm das brüllende Gelächter der anderen mit gut gespielmtem Ernst zur Kenntnis.

„Wollen Sie mir das nicht bitte näher erklären?“ zischte der Leutnant, der trotz seiner Trunkenheit fühlen mochte, daß er eine etwas lächerliche Rolle spielte, und plötzlich fürchtbar aufgeregt war.

„Aber gern — warum nicht?“ sagte der Holländer, mit Sorgfalt seine Pfeife in Brand setzend. „Es ist aber eine richtige kleine Geschichte, und ich denke, Sie setzen sich erst mal wieder hin, Mr. Peef — die Sache hört sich dann entschieden genussreicher an.“

Der Leutnant fing einen mahnenden Blick seines Obersten auf und setzte sich gehorsam — er wurde fast nüchtern und überlegte bereits, ob Alkohol wirklich das beste Mittel sei, ihn in diesem großen und wunderlichen Lande einzugewöhnen — die Menschen schienen hier anderen Formats zu sein, und ein Leutnant galt offenbar selbst bei Zivilisten nicht ganz so viel wie in seiner kleinen Heimatstadt in Südwales.

„Sehen Sie,“ sagte der Holländer ganz behaglich, „Mr. Peef, Sie sagten, wir sollten auf das Wohl von Mrs. Thondern trinken, der feinsten Lady von ganz Indien. Ich habe nichts gegen diese Dame — wirklich nicht. Aber ich habe etwas gegen Ihre Lobrede. Es gibt — und gab tatsächlich in Indien, so lange ich hier bin — und ich bin schon recht lange hier — nur eine wirkliche Lady, die diesen Superlativ verdiente, und war Mistress Thrillburn, Eveline Maria Thrillburn, um den ganzen Namen zu nennen — von dem diden Major Thrillburn die Frau.“

„Ach — Eveline?“ sagte der Doktor Grafson und feixte beträchtlich, was seinem braunen, verwitterten Gesicht einen unbeschreiblich spigbüßischen Ausdruck verlieh. „Eben die, Doktor,“ entgegnete Bar-

zoom, ohne sich irgendwie aus dem Konzept bringen zu lassen durch die vielstimmige Grimasse seines Freundes. Zu dem Leutnant gewandt fuhr er dann ernsthaft fort:

„Alle, die länger als zwanzig Jahre hier ihre Haut haben rösten lassen, kennen sie — ihr Name wird nicht vergessen werden, so lange einer lebt, der sie persönlich gekannt hat. Damals also — lange vor Ihrer Zeit, Mr. Peef, nicht wahr? — kam sie mit ihrem Gatten herüber. Er war ein runder, gutmütiger Mann, nicht sehr klug, aber auch nicht dümmer als die meisten frisch Importierten. Aber die Frau — heiliges Donnerwetter, was war das für eine Frau! Älteste Rasse, kann ich Ihnen sagen, edelste Rasse — und dabei ein Temperament, daß sie es mit zehn Spanierinnen hätte aufnehmen können. Und vornehm — vornehm . . . eine Königin hätte sich nicht hoheitsvoller aufzuführen können.“

Um dieses Kapitalweibes willen also nahmen wir den Major auf, als wäre er in unserer Mitte geboren. Wir hörten seinen Unsinn — jeder Europäer redet in den Kolonien zunächst einmal ein paar Jahre Unsinn — mit dem ernsthaftesten Gesicht der Welt an und ließen ihn gar nicht merken, was für ein furchtbares Greenhorn er im Grunde genommen war. Um Eveline aber sprangen und dienerten wir herum wie Sklaven, nein, wie Affen. Eveline merkte es natürlich, ließ es sich aber anscheinend gern gefallen und lächelte nur zu unseren Bemühungen.

Der einzige, der nicht tanzte, wie Eveline pfiß, war . . . aber lassen wir den Namen; nennen wir ihn Mr. Brown, der Doktor drüben kennt ihn gut genug. Und dieser Mr. Brown war auch der einzige, über den Eveline nicht lächelte.

Nach zwei oder drei Monaten war es so weit — alles kam, wie es die Klügsten seit langem vorausgesehen hatten. Und, Herrgott! wie haben es die beiden miteinander getrieben! Daß sie zusammen auswitten, miteinander Tennis spielten und Golf, das alles ging ja noch an. Aber sie waren so leichtsinnig, daß sie sich überhaupt bald keine Mühe mehr gaben, ihr Verhältnis der Öffentlichkeit zu verbergen. Alle wußten darum, aber auch alle — nur der Major wußte nichts, und wenn sie sich zur

Nacht entfernte, um Mr. Brown in seiner Wohnung aufzusuchen, glaubte er ohne weiteres, sie hätte sich mit ein paar Freundinnen verabredet; und wenn die beiden sich in seiner Gegenwart heiße Blicke zuwarfen, so hielt er es für einen ganz gewöhnlichen Flirt. Und Flirt — Sie wissen ja — Flirt ist bei uns erlaubt.

Die Sache drohte sich zu einem richtigen Skandal auszuwachsen. Jemandem schlug vor, dem Major die Augen zu öffnen, weil es so wirklich nicht weiter ginge, — aber der Oberst wollte nicht recht ran, er meinte, einmal müsse Thrillburn es doch merken. Aber er wartete vergeblich — Thrillburn merkte nichts.

Ja, und dann kam der Eklat. Bei irgendeinem Ball, den das Regiment gab, sah man im vorderen Stunde, wie Brown die Majorstgattin beim Tanzen küßte, in einer Art küßte, wie man es eigentlich nur tut,

wenn man sehr intim miteinander und zugleich vollständig allein ist.

Alle sahen es — und der Major sah es natürlich auch. Aber er lächelte nur freundlich und rief ihr zu: „Nun, amüsiertest Du Dich, Schatz?“ Und auch das hörten alle, und man war perplex. Denn wenn der Major auch neu war und gerade keine Leuchte — so dumm konnte doch ein Mensch gar nicht sein, daß er nicht merkte, was hier gespielt wurde.

Eveline aber, das Lächeln ihres Mannes mit den Blicken auffassend, entwand sich den Armen ihres Tänzers, ging geradewegs und sehr ruhig auf den Major zu und schlug ihm unter atemlosen Schweigen aller die kleine weiße Hand in sein rotes Vollmond-gesicht, daß es knallte.

„Dies,“ sagte sie sehr laut, mit heller, durchdringender Stimme, „dies für Deine

Mißachtung — daß Du es lächelnd mit ansiehst, wie mein Geliebter mich vor aller Leute Augen küßt!“

„Wissen Sie — man sagt, die Engländer seien prüde, und im allgemeinen stimmt das wohl auch. Aber in diesem Augenblick haben alle, alle geklatscht. Sogar die Damen.“

Er hielt inne, Peel sah sich unruhig im Kreise um, aber er begegnete nur todernten Gesichtern.

„Und der Major?“ fragte er endlich schüchtern. —

„Wurde am andern Tage von Mr. Brown erschossen, im Duell — Brown hatte ihn wegen Beleidigung seiner Geliebten gefordert.“

Der Holländer klopfte seine Pfeife aus. „Die Geschichte ist wahr, Wort für Wort. Nicht wahr, Doktor?“

„Ja,“ sagte der Doktor und bestellte sich ein neues Glas.

Der Gefangene an die Sklaven.

Diese Dichtung hat einen der Führer der englischen Chartistenbewegung (Vorläufer der heutigen Arbeiterbewegung in England) zum Verfasser. Dieser, namens Jones (1819—1869) gab sich große Mühe, die englische Arbeiterbewegung in sozialistische Bahnen zu leiten. Die Red.

Von der Zelle blick ich hinaus in die Welt und ich dünt mich nicht fester gebunden als der Knecht, den das Elend gefangen hält und der Werkstatt unendliche Stunden.

Denn was mich umringt, das umringt auch ihn, mag es sein auf größerer Fläche; die Mauern, die Englands Volk umziehen, sind seine Beschränkung und Schwäche!

Und schmacht ich auch einsam in Kerlers Bann, so will ich darob nicht trauern: viel schneller, als die Zeit sie zernagen kann, zertrümmert der Geist seine Mauern.

Sie mögen verkümmern uns Luft und Licht mit ihren Wällen und Schranken; doch das Wissen bezwingen können sie nicht — das leuchtet in Sonnengedanken!

Sie mögen uns knebeln mit roher Gewalt, und uns binden mit Normen und Ketten; doch kann sie die Willkür in jeder Gestalt vor ihrem Verderben nicht retten!

Wir kämpfen von jeher, wir kämpfen fortan. Und würgen sie zehnmal uns nieder, aufspringen wir wieder und greifen sie an — und wieder — und wieder — und wieder!

Der Pfarrer von Orléansville.

Von Günther Heyd.

Der Verfasser erzählt aus den Erinnerungen an seine Dienstzeit in der französischen Fremdenlegation, wie es einem seiner Kameraden gelang, aus dem berüchtigten Gefangenenlager von Orléansville zu entkommen.

An einem sehr heißen Nachmittag durchschritt ein katholischer Pfarrer das kleine Städtchen Orléansville. Ehrfürchtig grüßten ihn die Männer, Frauen und Kinder küßten den Saum seiner schwarzen Soutane und ein kleiner Stiefelpücker stürzte sich eifrig auf die bestaubten Schuhe des heiligen Mannes und zieb aus Leibeskräften daran herum, bis die silbernen Schnallen wieder lustig in der Sonne glänzten. Mit einem „Gott segne dich, mein Kind“ schritt

der hohe Herr weiter. Unterwegs hielt er eine jener kleinen Droschken an, die in jedem nordfranzösischen Städtchen zu finden sind und deren Lenker an Höflichkeit ihren europäischen Kollegen nichts nachstehen. „Zum Bahnhof, mein lieber Freund“, befahl der geistliche Herr mit milder Stimme und ließ sich aufsetzend in den weichen Sitz fallen.

Der von Drau kommende Zug hatte einige Verspätung und so zog der geistliche Herr sein Brevier und wandelte, in frommen Gebeten, die er lateinisch vor sich her murmelte, versunken, den Bahnsteig entlang, bis der Zug ankam, der ihn nach Algier brachte. Am frühen Morgen drang er als erster in das Bureau der Schiffsfahrts-gesellschaft und verlangte ein Billett für den Dampfer, der in einer Stunde nach Marseille abgehen sollte. Dritte Klasse, wie es sich für einen demütigen Diener des Herrn geziemt. So gelangte er zum Hasen, aufs Schiff und in die Weite . . .

Am gleichen Morgen benachrichtigte der Major, der das Gefangenenlager von Orléansville befehligte, sämtliche Hasenpostizisten des Landes, daß der Sträfling Gerbert entwichen sei. Gerberts Signalement wurde in den Depeschen bekanntgegeben: Tätowierungen auf der Brust, etliche Narben, Größe usw. Sehr gewandtes Auftreten, spricht fließend Französisch, Spanisch, Italienisch und Deutsch.

Gerbert aber blieb trotz Fluchens des Majors verschwunden. Es war unerhört. Drei, vier Wochen gingen ins Land. Da fand der Major eines Morgens unter seiner täglichen Post einen Brief, abgestempelt in Hannover, Deutschland. Der Brief lautete:

„Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes! Mein lieber Bruder, ich bin Dir durch die Lappen gegangen . . . Auf dem Schiff hätte ich beinahe Bech gehabt. Ich hatte nicht überlegt, daß ich an einem Samstag von Dir abgehauen bin und der folgende Tag ja ein Sonntag war. Da kamen sie und wollten Deinen alten Bekannten holen, damit er die Messe lese; mein sehr lieber Bruder, Du kannst Dir das ungefähr vorstellen . . . Wenn es Dich interessiert, wo ich die Kleider herhatte, so frage Deinen Harem. Die Soutane taugte allerdings nicht mehr viel, ebensowenig der Hut. Hingegen war der Rosenkranz noch verhältnismäßig anständig. Ich schick Dir die Klammotten mit gleicher Post und Dank für Deine Gastfreundschaft zurück. Nur den Rosenkranz mußte ich leider in Marseille für einiges Geld verschleudern. Vielleicht legst Du Dir mal einen neuen zu. Empfange meinen brüderlichen Segen. Wahrscheinlich hast Du der Polizei angegeben, daß ich Französisch, Spanisch, Italienisch und

Deutsch spreche; Du hast vergessen, daß ich auch Latein beherrsche. Amen! . . .

An diesem Abend wußte endlich jemand, wo seine alte Soutane, sein alter Hut und seine alten Schnallenschuhe hingekommen waren.

Das war der richtige Pfarrer von Orléansville.

Vom Leben der Seelöwen.

Fünf Kilometer lang und fünfzehn Meter breit ist der Streifen an der patagonischen Küste, wo alljährlich in den dortigen Frühmonaten — das ist in der Zeit vom Oktober bis zum Februar — die Löwen der Meere, die Seelöwen des Stillen Ozeans zusammenkommen zum Liebeswerben, zu wilden, tödlichen Kämpfen, zu einem Leben voll Lust und Gefahr. Hier auf dem schmalen Küstenstreifen spielen sich die blutigen Eiferkämpfe ab. Schon am frühen Morgen lassen die Männchen ihre Lieder von Liebe und Sehnsucht erschallen, auf viele Kilometer hin, weit über das Meer hinaus und tief ins Land hinein, die Luft mit ihrem Gebrüll erfüllend. Aus dem Meere, viele hundert Kilometer weit, ziehen auf diese Lokrufe die Weibchen heran, die sich langsam und schamhaft der Küste nähern.

Die Brautschau und das Liebeswerben beginnen. Die Männchen stürzen sich ins Wasser, umspielen, umwerben und erobern die Erwählten. Der Löwe der Meere treibt Vielweiberei, ganz im Gegensatz zum Löwen der Wüste, der sein Leben lang in Treue seine Eine hält. Je stärker und mutiger der Löwe der Meere ist, desto mehr Frauen vermag er zu erobern und gegen die unbewehrten Schwächlinge zu verteidigen. In heißen Kämpfen beißt und schlägt er sich für sein Familienglied mit diesen Junggefellern. Oft überfallen sie in Scharen das Lager der glücklichen Familienväter, um die Weibchen zu rauben. Der siegreiche Entführer hält das eroberte Weibchen fest, stößt, zerrt und schleppt es in seine nahe Felsenhöhle. Mit blutigen, zerrißenen und zerbissenen Leibern bleiben die geschlagenen Haremsherren auf dem Kampfplatz zurück. Bis zu 60.000 haben die Jäger an der patagonischen Küste an Männchen, an Weibchen und Jungen gezählt. 60.000 auf dem schmalen, 15 Meter breiten Streifen, der sich fünf Kilometer lang an der patagonischen Küste hinzieht.

Im Februar, am Ende des patagonischen Frühling, bevor die Seelöwen wieder in ihre Meere zurückkehren, beginnt das große Wenden der patagonischen Jäger. Der Jäger schleicht mit der Büchse in der Hand die Sammelplätze der Seelöwen an und schießt leicht die plumpen und faulen und nicht einmal scheuen Männchen

nieder, denn für die Weibchen und ihre Jungen herrscht noch strenge Schonzeit. Viele tausend Seelöwen werden in jeder Jagdkampagne erlegt. Die Witwen flüchten mit ihren Jungen ins Meer hinaus und kehren erst nach Wochen an die Stätte ihres zerstörten Familienglücks

zurück, ihre Klagelieder anstimmend, bis dann in den Monaten Mai und Juni auch sie den Büchsen der Jäger erliegen.

Die Beute wandert in die großen Fabriken, wo der Sped zu Tran ausgekocht wird und die Felle verarbeitet werden. Hans Schessel.

Im Insektenland.

Mit der schönen Jahreszeit stellt sich auch wieder die reiche Insektenzucht ein, die sich in der Gestalt von Mücken- und Fliegenlarven unangenehm bemerkbar macht. Aber wie gering sind die Leiden, die wir durch Insektenplagen erdulden müssen demgegenüber, was der Mensch in den Tropen auszuhalten hat. Der Besucher Indiens kann auf diesem Gebiet merkwürdige Dinge erleben. Dort wird z. B. vielfach dem Gast, bevor er sich zum Essen setzt, ein richtiger Fußbad über die Beine gegossen, um ihn gegen die schlimmsten Stiche der Insekten zu schützen, die unter dem Tische umhergeschwirren. Alle andern Mittel, wie z. B. Fächer, Drahtgitter an den Fenstern oder Räucherkerzen, genügen nicht. Daß die Füße der Kindertwiegen in Gefäßen voll Wasser stehen, erregt die Verwunderung des Reisenden, bis er bemerkt, daß auch alle Tische und Stühle, auf denen oder in denen sich Schwärme befinden, ebenfalls „unter Wasser gesetzt“ sind. Da das Wasser das einzige Element ist, das den kleinen schwarzen Ameisen auf ihren Wanderungen Halt gebietet, so kann man nur auf diese Weise Babys und Nahrung vor solch unerwünschten Besuchern bewahren.

Es gibt in Indien einen besonderen Käfer, der in einem Raum sofort einen unerträglichen durchdringenden Geruch verbreitet, der dem Hundertfachen verstärkter Duft der Geraniene gleicht. Ein paar Käfer dieser Art, die sich in einen Raum verirren, können besonders bei Leuten, die an diesen Geruch gar nicht gewöhnt sind, sofort die schwerste Uebelkeit hervorrufen. Am Ende der heißen Jahreszeit erscheint ein grünes fliegendes Insekt in ungeheuren Schwärmen; es ist ungefährlich, aber die Tiere sammeln sich um jedes Licht in solchen Riesenscharen, daß sie es verdunkeln; sie kriechen über Hände und Gesichter, fallen in Speisen und Getränke und machen sich dadurch sehr unliebsam bemerkbar. Am Morgen können sie in Haufen weggekehrt werden, da sie bei Anbruch des Tages sterben. Der Indier erträgt aber ihr massenhaftes Auftreten, weil sie ihm den Eintritt kühlen Wetters ankündigen.

Bringen so die Insekten in Indien viel Unheil mit sich, so tragen sie doch auch manches zu der traumhaften Schönheit der Naturbilder bei. Wie wundervoll wirken die großen bunten Schmetterlinge, wenn sie im strahlenden Sonnenlicht in unzähligen Farben aufleuchten! Welch eine unergleichen Illumination veranstalten die Feuerfliegen und Leuchtkäfer in einem nächtlichen Garten! Und eine Musik, die der Indierreisende nie vergißt, ist der Chor der Myriaden von Insekten beim Einbruch der Nacht, der wie eine ungeheure Orgel die Stille durchdröhnt.

John der Dschungeljäger.

Erlebnisse und Abenteuer eines Knaben im indischen Urwald.

Von John Suden.

Ein neues fesselndes Dschungelbuch für Knaben, die Geschichte eines talentvollen Jungen, der mit seinem Vater, einem höheren englischen Forstbeamten, durch die Urwälder von Hinterindien zieht. Von einem alten eingeborenen Jäger erlernt er die ewig gültigen Gesetze des Dschungels und erlebt mit seiner kleinen braunen Gefährtin manches interessante und gefährliche Tierabenteuer. Im Rahmen dieser Geschichte, die unter obigem Titel (mit 118 Originalzeichnungen, in Ganzl. geb. 1.80 Mk.) im Verlage der „Union, Deutsche Verlagsgesellschaft“ in Stuttgart erschienen ist, ist nach tatsächlichen Begebenheiten und genauen Berichten über die Gewohnheiten

Delogierung.

Von Johan Fallberget.

In der nachfolgenden Erzählung wird der Arbeiter Jon Zernblaaster, schwer lungenkrank und bei der Arbeit erblindet, mit seinem Weib und Zwillingkindern obdachlos. Die Skizze ist dem Roman „Brandopfer“ des norwegischen Proletarietdichters Johan Fallberget mit Erlaubnis des Otto Nitz-jow-Berlages, Lübeck, entnommen, und sie zeigt schon in diesem kleinen Ausschnitt die starke Kraft der Darstellungskunst Fallbergets.

Der Gerichtsvollzieher legte eine dicke Mappe mit Protokollen und Dokumenten auf den Tisch. Er hatte einen langen Hängebart und rote, vorstehende Augen. Und er war urrafiert und an Hals und Händen sonnenverbrannt.

Jon trug eine frische Binde vor den Augen und hatte den Hut in die Stirn gedrückt. Die Jacke hatte er schief zugeknöpft. Seine früher so aufrechten Schultern hingen schlaff herunter. Und die Kleider waren ihm viel zu weit geworden. Er hielt Sjurine auf dem Schoß. Sie war in ein dickes Wams gewickelt, das der Mutter gehörte. Die lahmen Beine waren in eine alte Decke gewickelt.

John sah aus wie ein alter Mann. Er wiegte sich auf dem Stuhl hin und her. Und der gebrechliche, ungestrichene Holzstuhl knarrte unter ihm.

Ab und zu hob er den Kopf und wollte etwas sagen — aber es war, als hätte er keine Worte. Er hatte sich in der letzten Zeit das Sprechen fast ganz abgewöhnt.

„Wir können wohl nicht bis morgen hierbleiben?“ Er drehte seinen Kopf dem Manne zu, der, wie er hörte, am Tisch stand.

„Nein, dazu können wir unsere Erlaubnis nicht geben!“ antwortete der Mann am Tisch. Er hatte eine trodene, leere Stimme. Und er räusperte sich gekünstelt, ehe er sprach.

„Sie können uns doch nicht mit den beiden kleinen Kindern in das schreckliche Wetter hinausjagen!“ bat Jorund.

Der Mann am Tisch räusperte sich wieder, strich den Bart in die Höhe, so daß man an den Mundwinkeln die Zähne sah, und sah Jorund von der Seite an.

„Wir haben Order vom Stadtrichter, die Ausweisung heute vorzunehmen! Oder was meinen Sie?“

Er wandte sich zu einem Mann mit unwirklichem Brillensteg und Pech an den Händen. Er war einer der beim Lederhändler am besten angeschriebenen Flickschuster und war jetzt in Offens Auftrag hier.

Er schob die Brille mit beiden Händen höher auf die Nase, legte den Kopf auf die Seite und sah erst Jorund und dann Jon an.

„Hm! Ja! Der Ofen hat gesagt, daß es jetzt ein Ende haben soll! Und da kann man ja wohl nichts dran ändern?“ sagte der Flickschuster.

„Nein! Nein!“ sagte der Gerichtsvollzieher. „Uebrigens weiß ich nichts anderes, als daß das Armenwesen sich dieser Kinder annehmen und sie jemand in Pflege geben muß!“

Jon fuhr von seinem Stuhl in die Höhe. „Das Armenwesen sich der Zwillinge annehmen?“

Die Knie zitterten ihm, seine Stimme klang, als gehörte sie einem alten Manne.

„Ja, Sie können sie doch wohl nicht selbst versorgen, Zernblaaster?“

Der Gerichtsvollzieher sah über den Hausrat hin.

„Nein, ich kann wohl niemand mehr versorgen — aber das Armenwesen soll nicht —“ Die Stimme versagte ihm. Er kroch in sich zusammen und stand wie ein Schatten vor dem Fenster.

„Ja, ja! Das ist dann Sache des Armenwesens! Wir müssen jetzt an die Arbeit gehen!“

Er nahm ein Protokoll aus der Mappe und räusperte sich.

Jon setzte sich wieder. Er steckte die Hände in die Rocktaschen und murmelte drohend etwas in sich hinein. Das Armenwesen sollte ihm die Zwillinge nicht wegnehmen. Nie! Und er zog die Arme in den Rockärmeln hoch und fingerte an den Kanten. „Ich will jetzt die Dokumente zur Sache verlesen!“ sagte der Gerichtsvollzieher.

Jorund stand auf und blieb während des Lesens treuherzig und einfältig stehen. Als stünde sie vor dem Pfarrer. Denn Behörde war Behörde — jetzt ebenso wie früher. Aber Jon fingerte noch immer nervös an den Ärmelkanten und murmelte, daß das Armenwesen Sjurine und Embret nicht in die Klauen bekommen sollte. Nie! Nie!

„Haben Sie noch etwas zu bemerken?“ fragte der Gerichtsvollzieher.

Er sah den Flickschuster an.

„Nein! Nicht das geringste!“ antwortete der Flickschuster und schüttelte ehrfurchtsvoll den Kopf.

„Das da ist so gut, wie es nur sein kann, Herr Bevollmächtigter!“ Und der Flickschuster sah über seine Brille unterwürdig zu dem Beamten hinüber.

„Und Sie, Jon Zernblaaster?“

Jon richtete sich auf.

„Hä?“

„Haben Sie zu dem Verlesenen noch etwas zu bemerken?“

„Zu dem Verlesenen? Nein, dazu habe ich nichts zu sagen. Aber die Zwillinge kriegt das Armenwesen nicht, dafür bin ich noch da!“

„Also angenommen!“ sagte der Gerichtsvollzieher.

Die Zeugen und der Flickschuster trockneten ihre Hände ab und unterschrieben. Für Jon mußte Jorund schreiben. Ihre Hand zitterte, und sie mußte sich sehr mühen, weil sie seit ihrer Schulzeit keine Feder mehr in der Hand gehalten hatte. Und das war bald 20 Jahre her.

Jon wollte wieder etwas sagen, aber Jorund kam mit dem Zeugbüchel, legte es ihm auf den Rücken und gab ihm das Strickende in die Hand. Er drehte den Strick um das Handgelenk und bat Jorund, ihm Sjurine auf den Arm zu geben. Jorund selbst nahm den Mantelsack und führte Jon aus der Tür.

Eine halbe Stunde später standen ein paar Betten, ein Tisch und drei Holzstühle draußen im Hinterhof. In dem einen Bett lagen allerlei Lumpen, ein Kessel und eine Bratpfanne. Und der Regen goß auf all das Elend herab.

und Jagdarten der menschenfressenden Tiger und der Bären, der Büffel und Hyänen, der Affen und Schlangen usw. ein außerordentlich fesselndes Bild von dem vielfältigen Kampferfüllten Tierleben im indischen Dschungel gegeben. Aus jedem Satz spricht die Lebenswahrheit, die ohne Vermenschlichung, realistisch, nicht romantisch das Tier schildert wie es das scharfe Auge des Jägers mit männlicher Freude an der Kreatur sieht. Alles ist erzählt, nichts beschrieben, — in spannende Handlung gekleidet. Vom gleichen Geist sind auch die über hundert Zeichnungen. Mit virtuoser Sicherheit und mit knappsten Mitteln geben sie das Charakteristische in Gestalt und Bewegung jedes Tieres eindringlich, augensällig wieder. Schon um dieser Zeichnungen willen verdient das Buch nachdrückliche Empfehlung. Der Jugend ist zu wünschen, daß Eltern usw. es für Geschenkwende recht reichlich benützen. Denn hier ist spannende Unterhaltung und wertvolle Belehrung vorbildlich vereinigt.

Sprechende Zahlen.

Im Sommerhalbjahr 1928 studierten auf den deutschen Hochschulen 15.087 weibliche Studenten unter insgesamt 112.315 Studierenden, davon entfielen nur 466 auf die technischen Hochschulen, 746 waren Ausländerinnen.

In Deutschland sind 171 Theater in Betrieb, davon sind 20 staatlich und 59 städtisch.

Die Zahl der deutschen Pelztierfarmen beträgt 37. In ihnen werden 317 Zuchttiere gehalten.

Im Jahre 1872 verursachten die Pocken in Preußen 65.109 Todesfälle. Jetzt erreichen die Pockenkrankheiten in Deutschland kaum 10 bis 12 Fälle im Jahr. Meist sind die Pocken aus dem Ausland eingeschleppt.

Die Zahl der Ehescheidungen in Deutschland im Jahre 1927 erreichte 36.500, das sind 2344 mehr als 1926 und entspricht im Verhältnis zu der Gesamtzahl der bestehenden Ehen (13 Millionen) 2,78 Scheidungen auf 1000 bestehende Ehen.

In Deutschland kommen auf 1000 Automobile etwa 1300 Motorräder, in Amerika nur sieben.

In den letzten 25 Jahren wurden in Europa 412 Künstler bei Theaterbränden getötet, in der gleichen Zeit verursachten Bühnenbrände einen Schaden von fast 26 Millionen Mark.

Europa hat zwölf Millionenstädte, Amerika 10, Asien 9, Australien 2, Afrika nur 1; insgesamt gibt es also 34 Städte auf der Erde, deren Bevölkerung 1 Million und darüber beträgt.

In Schweden gibt es über 400.000 Rundfunkhörer, auf 1000 Einwohner kommen 65,8 Hörer.

Allerlei.

Spiele Klavier — ohne zu lärmern! Ein ungarischer Erfinder, Dr. Franta, tritt mit einem Musikinstrument auf den Plan, das einerseits die Nachbarn schonen, andererseits, wenn nötig, große Klangstärke entwickeln und überdies sehr wohlfeil sein soll. Die Tastatur ist die eines gewöhnlichen Pianos. Auch Saiten sind vorhanden, die in normaler Weise angezogen werden, aber an sich nur in ganz schwachen Tönen erklingen, wie etwa bei den sogenannten stummen Klavieren. Diese Töne werden nun auf eigenartige Weise verstärkt. Unter jeder Saite befindet sich ein kleiner Elektromagnet. Durch Anschlag gerät die Saite

in mechanische Schwingungen, die im Elektromagneten Wechselströme im Rhythmus der Saitenschwingungen auslösen. Diese Wechselströme dienen zur Steuerung einer Empfänger-röhre, deren Gitter sie zugeführt werden. Die Töne kann man im Kopfhörer oder Lautsprecher abhören. Sie sollen vollkommen denen eines normalen Pianos gleichen, obwohl die Saiten wesentlich — in der allgemeinen Größenordnung von einem Viertelmeter — verkürzt sind.

Ein seltsamer See. Auf der kleinen Insel Kildin, die in russischen Gewässern, an der Murmanküste des nördlichen Eismerees liegt, gibt es einen Binnensee, der hydrologisch in der ganzen Welt ein Unikum bildet. An der Oberfläche des Sees ist das Wasser süß. Bis etwa fünf Meter Tiefe kann sich dort ungestört Süßwasserflora und -fauna entwickeln. In der Tiefe aber ist das Wasser stark salzhaltig. Bis elf Meter Tiefe findet man im See dementsprechend ausgesprochene Seefische und Pflanzen. Die Tiefe des Sees erreicht 17 Meter, die tiefste Wasserschicht ist aber durch Schwefelkohlenstoff vergiftet und bleibt daher tot. In der Tiefe von 11 bis 12 Metern ist das Wasser rosfarbig. Diese eigenartige Färbung wird durch Bakterien verursacht, die den Schwefelkohlenstoff auffangen. Der Binnensee ist durch eine Barriere von den Seegewässern völlig getrennt, es unterliegt aber keinem Zweifel, daß er einst eine See-Einbuchtung bildete. Die Sowjetregierung hat die Absicht, diesen einzigartigen See für ein Naturschutzgebiet zu erklären, da seine Erhaltung für die wissenschaftliche Forschung große Bedeutung hat.

Weiteres.

Der Direktor eines Zoologischen Gartens. Der sich auf Reisen befand, erhielt ein Telegramm des Inhalts: „Der alte kranke Affe ist eingegangen, sollen wir einen neuen kaufen oder Ihre Rückkehr abwarten?“

Haarwuchsmittel. Kunde in einer Drogerie: „Sie können also versichert sein, daß dieses Haarwuchsmittel gut ist und sicheren Erfolg verspricht?“ — Verkäufer: „Aber sicher, mein Herr. Ich kenne einen Mann, der den Kork nicht herausbrachte und ihn schließlich mit ten Zähnen herauszog. Am nächsten Tag hatte der Mann einen Schnurrbart.“

Was dazu gehört. Am Künstlerstammtisch wurde erzählt, daß eine bekannte Filmdivi vor ihrer Eheschließung dem Bräutigam ihr ganzes Vorleben enthüllt habe. — „Dazu gehört Mut,“ rief ein bekannter Kritiker aus. — „Was sind das für Sächelchen, Mut allein genügt nicht,“ rief Max Pallenberg aus, „Gedächtnis, Gedächtnis!“

Englischer Humor. Ein Professor der Mathematik, der ausreiten wollte, war damit beschäftigt, sein Pferd zu fitteln. Er beobachtete dabei aber nicht die nötige Sorgfalt, da ihm ein verwickeltes Problem in den Sinn gekommen war, das ihn geistig völlig in Anspruch nahm. Ein paar Studenten, die dabei standen, sahen mit Erstaunen, daß der zerstreute Professor den Sattel verkehrt aufgelegt hatte. „Herr Professor,“ bemerkte der eine, „gestatten Sie, daß wir Sie darauf aufmerksam machen, daß Sie das Sattellende nach vorne gelegt haben.“ — „Junger Mann,“ erwiderte der Professor streng und ärgerlich, „Sie sind reichlich vorlaut. Wie können Sie sagen, daß ich den Sattel falsch aufgelegt habe! Ich habe Ihnen ja noch gar nicht erklärt, nach welcher Richtung ich zu reiten gedenke.“

Hausrezepte

Zwiebeln kann man schälen, ohne daß die Augen tränen, wenn man sie während des Schärens in Wasser taucht.

Holzläffel und Hackretter reinigt man mit Sand oder Messerputzstein an Stelle von Seife. So behandelt, wird das Holz weiß und glatt. Sind sie fettig, so muß man sie in heißem Sodawasser waschen.

Rafgetwordenen Samt läßt man ziemlich trocken werden und bearbeitet ihn dann bis zum gänzlichen Trocknen mit einer weichen Bürste indem man regelmäßig gegen den Strich bürstet.

Gas-Lampenglocken reinigt man auf folgende Art: Man weicht sie in warmem Sodawasser gut ein; dann wäscht man sie in lauwarmem Wasser, dem man einen Teelöffel Salzmilch beigegeben hat; man spült mit klarem Wasser nach und läßt sie ablaufen. Auf diese Weise erhalten selbst schmutzige Küchen-Gasglocken ihren alten Glanz wieder.

Schach-Spiele.

Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. Alois Patz, Druck- und Verlagsanstalt, Teplitz-Schönan, Tischlergasse.

(1. Fortsetzung.)

Stellung nach dem Schlagen.
Bild 5.



Bild 5 zeigt uns die Stellung nachdem der schwarze Bauer von dem Felde e5 den weißen Bauer auf dem Felde d4 geschlagen hat.

1. e2—e4. e7—e5
2. d2—d4. e5×d4

Diese Eröffnung laut Bild 5 heißt angenommenes Königs-gambit.*

Stellung nach dem Schlagen.
Bild 6.



Bild 6 zeigt uns die Stellung nachdem der schwarze Bauer von dem Felde d5 den weißen Bauer auf dem Felde c4 geschlagen hat.

1. d2—d4. d7—d5
2. e2—e4. d5×c4

Diese Eröffnung laut Bild 6 heißt angenommenes Damogambit.*

* Gambit = ein verflänglicher Zug (ein Bauernopfer).
Fortsetzung folgt.

Berichtigung. In der 2. Fortsetzung, 1. Absatz (Spieleröffnung) in der 8. und 9. Zeile darf es nicht Vereinsstudieren, sondern Vereinsturnieren heißen.